

DEMOGRAFISCHE FORSCHUNG

Aus Erster Hand

Eine gemeinsame Publikation des Max-Planck-Instituts für demografische Forschung, des Rostocker Zentrums zur Erforschung des Demografischen Wandels, des Bundesinstituts für Bevölkerungsforschung, des Vienna Institute of Demography / Austrian Academy of Sciences und des Wittgenstein Centre for Demography and Global Human Capital.

Editorial

Wie lassen sich in Europa Familie und Beruf vereinbaren?

Mit der vorliegenden Ausgabe von *Demografische Forschung Aus Erster Hand* geht eine Epoche zu Ende. Durch sein Ausscheiden als Direktor am Max-Planck-Institut für demografische Forschung (MPIDR) ist diese Ausgabe auch die letzte mit James W. Vaupel als Herausgeber. Ab der kommenden Ausgabe wird Mikko Myrskylä als Direktor am MPIDR diese Aufgabe übernehmen.

Seit der ersten Ausgabe vor knapp 14 Jahren, da der Newsletter als Kooperation des MPIDR mit dem Vienna Institute of Demography begann, war das Ziel, „den Dialog zwischen Forschung, Öffentlichkeit und Politik zu fördern“. Wir hoffen, dass uns dies mit mittlerweile über 5000 Abonnenten auch gelingt.

In dieser Ausgabe stellt Anna Matsiyak vom Wittgenstein Centre for Demography and Global Human Capital einen Index vor, den sie zusammen mit ihrer Kollegin Dorota Weziak-Białowska von der Harvard Universität entwickelt hat. Dieser misst für 30 europäische Länder, wie gut sich Beruf und Familie vereinbaren lassen. Deutschland und Österreich liegen dabei im unteren Mittelfeld. Das gesamte Ranking finden Sie auf Seite 3.

Manchmal sind es die kleinen Dinge, die wichtigen Zielen im Weg stehen. So untersuchen auf Seite 4 Heiko Rüger vom Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung in Wiesbaden und Gil Viry von der Universität Edinburgh, ob Personen, die täglich längere Strecken als Pendler zurücklegen, auch tendenziell weniger Kinder haben. Interessanterweise ist dies stark davon abhängig, in welchem Land die Frage gestellt wird. So gibt es in der Schweiz und in Deutschland etwa einen wesentlich deutlicheren Zusammenhang zwischen hoher beruflicher Mobilität und geringerer Kinderzahl als etwa in Frankreich.

Auf den Seiten 1 und 2 wird ein methodischer Artikel vorgestellt. Marcus Ebeling, Christina Bohk-Ewald (Universität Amsterdam) und ich zeigen auf, wie Prognosen zur Lebenserwartung besser bewertet werden können. Als Gütekriterium sollte zukünftig nicht mehr nur ein Mittelwert wie die Lebenserwartung verwendet werden, sondern sinnvollerweise auch ein Maß für die Streuung der Sterbealter. Zum einen könnte die Genauigkeit von Prognosen besser bewertet werden, zum anderen würden auch die Ungleichheiten bei den Lebensspannen genauer erfasst.

**Roland Rau / Verantwortlicher Redakteur von
*Demografische Forschung Aus Erster Hand***

Rostocker Zentrum zur Erforschung des Demografischen Wandels

Bessere Prognosen für die Lebenserwartung

Ungleichheiten in der Lebensspanne sollten beachtet werden

Die durchschnittliche Lebenserwartung gilt vielen Menschen als Richtwert dafür, wie lange sie voraussichtlich zu leben haben. Tatsächlich aber sagt dieser Wert nichts darüber aus, wie viele Menschen dieses Alter erreichen werden und ob er nicht durch eine kleine Gruppe Langlebiger nach oben gezogen wird. Die „Ungleichheit“ in den Lebensspannen müsse daher bei Prognosen und bei deren Evaluation mehr Berücksichtigung finden, fordert eine neue Studie.

Man stelle sich zwei fiktive Bevölkerungen vor: In der ersten wird eine Hälfte der Menschen 60, die andere Hälfte 100 Jahre alt – im Schnitt werden die Menschen hier also 80 Jahre alt. In der anderen Bevölkerung wird das gleiche Durchschnittsalter erreicht, doch alle Menschen sterben zwischen dem 78. und 82. Lebensjahr. Obwohl die durchschnittliche Lebenserwartung also in beiden Ländern die gleiche ist, stehen zwei vollkommen unterschiedliche

Szenarien dahinter. In der zweiten Bevölkerung sterben die Menschen in einem viel kürzeren Zeitraum und haben daher viel ähnlichere Lebensspannen als in der ersten. Solche Unterschiede in der Lebensspanne (s. Abb.1) gilt es auch in Prognosen zu berücksichtigen, fordern Roland Rau und Marcus Ebeling vom Rostocker Zentrum für die Erforschung des Demografischen Wandels sowie Christina Bohk-Ewald von der

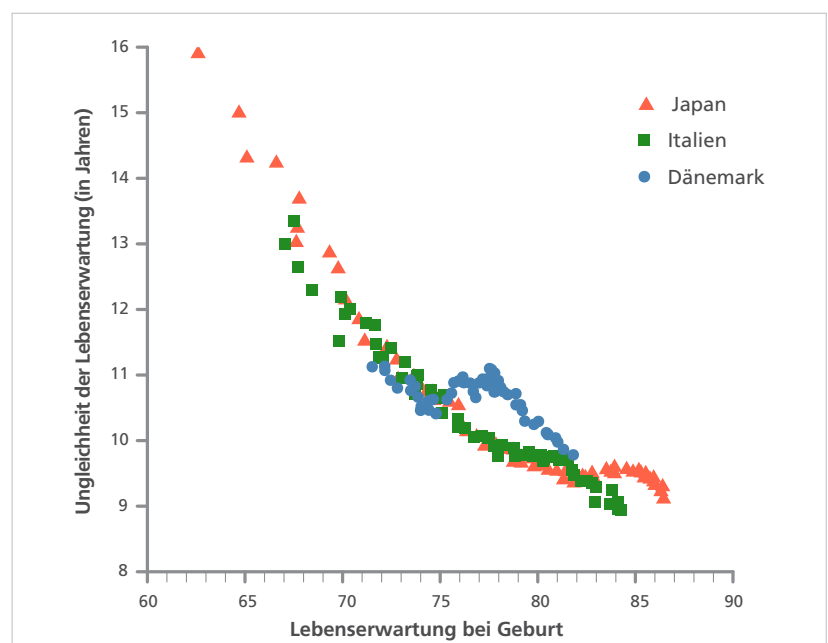


Abb. 1: In der Regel sinkt mit steigender Lebenserwartung die Ungleichheit bei den einzelnen Lebensspannen. Doch während die Ungleichheit in Italien mit zunehmendem Durchschnittsalter konstant gefallen ist, stieg sie in Dänemark und Japan zwischenzeitlich wieder an. Quelle: Human Mortality Database, eigene Berechnungen.

Universität Amsterdam. In einer neuen Studie des Fachmagazins „Demography“ untersuchen sie die Entwicklung der Lebenserwartung von Frauen in Dänemark, Japan und Italien – auch unter Berücksichtigung der Ungleichheit von Lebenserwartungen. Denn alle drei Länder haben in der Vergangenheit zwar einen relativ konstanten Anstieg der Lebenserwartung verzeichnet, unterscheiden sich gleichzeitig aber sehr stark bei der Entwicklung der Ungleichheit (s. Abb.1).

Um vorherzusagen, wie sich die durchschnittliche Lebenserwartung in der Zukunft entwickeln wird, haben Demografen in der Vergangenheit unterschiedliche Modelle erarbeitet. Als goldener Standard gilt hier noch immer das Lee-Carter-Modell aus dem Jahr 1992. Etwas vereinfacht gesagt, wird bei allen Verfahren geschaut, wie sich die Sterblichkeit über einen bestimmten Zeitraum in der Vergangenheit entwickelte. Die beobachteten Trends werden dann auf verschiedene Weisen in die Zukunft fortgeschrieben. Am Ende lässt sich daraus ein Durchschnittswert berechnen. In aller Regel ist dies die sogenannte Lebenserwartung, also die durchschnittlich zu erwartende Anzahl an Lebensjahren. Wird später untersucht, wie zuverlässig solche Prognosen waren und welche Modelle wie stark von der tatsächlichen Lebenserwartung abweichen, so wird hauptsächlich auf diesen Durchschnittswert Bezug genommen. Tatsächlich kann eine Prognose hier sehr genau zutreffen, obwohl die zugrunde liegenden Annahmen zur Sterblichkeit nicht gut mit den tatsächlichen Sterberaten übereinstimmen. Man kann sich das wie eine Durchschnittsnote vorstellen: Haben mehrere Personen dieselbe Durchschnittsnote, so kann man nicht automatisch daraus schlussfolgern, dass auch alle Einzelnoten bei allen Personen identisch sind.

Für die Aussagekraft einer Prognose ist es aber durchaus entscheidend, wie stark die Einzelwerte beim Lebensalter um den Durchschnittswert gestreut sind. Nehmen wir unser vereinfachtes Beispiel vom Beginn, so könnten

Menschen beider Bevölkerungen annehmen, sie hätten eine relativ hohe Wahrscheinlichkeit, das 80. Lebensjahr zu erreichen. Tatsächlich aber wird in der Bevölkerung mit sehr unterschiedlicher Lebenserwartung die Hälfte der Menschen lediglich 60 Jahre alt und lebt damit sogar 40 Jahre weniger als die andere Hälfte; eine sehr große – hier natürlich überzeichnete – Ungleichheit, die auch in den Prognosen berücksichtigt werden sollte.

Um eine solche Ungleichheit der Lebenserwartung zu messen, gibt es unterschiedliche Möglichkeiten. Rau, Ebeling und Bohk-Ewald haben sich dafür entschieden, den Durchschnittswert der verbleibenden Lebenserwartung zum Sterbezeitpunkt zu verwenden, also die sogenannte „verlorene Lebenserwartung“. Das klingt zunächst paradox, aber dahinter steht die Vorstellung, dass auch ein Mensch, der beispielsweise erst mit 100 Jahren stirbt, noch eine positive verbleibende Lebenserwartung hat. Denn es gibt ja durchaus Menschen, die noch älter werden. Wenn man z.B. alle 100-Jährigen in Deutschland zusammennimmt, haben diese eine verbleibende Lebenserwartung von 1,8 Jahren. Ein 65-Jähriger dagegen hat noch eine durchschnittliche Lebenserwartung von weiteren 17,66 Jahren. Wenn der 65-Jährige und der 100-Jährige nun sterben, addieren sich 17,7 und 1,8 Jahre „verlorene“ Lebenserwartung. Der Mittelwert daraus wären dann 9,75 Jahre. Auf diese Weise wird aus allen Einzelwerten ein Durchschnittswert ermittelt. Je höher dieser ist, desto größer ist die Ungleichheit bei der Lebenserwartung (vgl. Abb. 1).

In der vorliegenden Studie im Fachmagazin „Demography“ untersuchen die Wissenschaftler nun, inwieweit gängige Prognosemodelle nicht nur die durchschnittliche Lebenserwartung, sondern auch die Ungleichheit in den Lebensspannen gut schätzen können. Neben dem erwähnten Lee-Carter-Modell und der neueren Variante von Li und Lee, überprüfen sie auch ein eigenes Modell, welches sie in den letzten Jahren entwickelt hatten, aber eigentlich ohne

den Hintergedanken, die Ungleichheiten im Sterbealter zu berücksichtigen.

Am Beispiel der Lebenserwartung dänischer, japanischer und italienischer Frauen (s. Abb.2) vergleichen die Demografen nun klassische Modelle mit dem eigenen. Gefüttert werden diese Modelle mit den Daten, die angeben, wie die Sterblichkeit der Frauen in den Jahren 1965 bis 1990 war. Daraus errechnen sie schließlich, wie sich die Sterblichkeit und damit auch die Lebenserwartung in der Zeit von 1991 und 2009 entwickeln wird – eine Vorhersage, die anhand der tatsächlichen Daten bereits überprüft werden kann.

Dabei zeigt sich, dass sowohl die beiden Varianten des klassischen Lee-Carter-Modells als auch das Bohk-Rau-Modell die Entwicklung der durchschnittlichen Lebenserwartung in allen drei untersuchten Ländern relativ genau prognostizieren, wobei das Bohk-Rau-Modell bis auf die Ausnahme Dänemarks einen Tick genauer ist als die Lee-Carter-Modelle. Noch deutlicher zeigen sich die Vorteile des Modells bei der prognostizierten Entwicklung der Ungleichheit. Die wird vom Bohk-Rau-Modell auch bei verschiedenen Referenzperioden grundsätzlich besser modelliert als von den anderen beiden klassischen Modellen. Dass sich der Rückgang der Ungleichheit in Japan etwa ab 1990 extrem verlangsamt, wird von den beiden klassischen Modellen ebensowenig abgebildet, wie der sehr starke Rückgang der Ungleichheit in Dänemark (s. Abb. 2).

Gute Ergebnisse bei der Vorhersage der durchschnittlichen Lebenserwartung dürften daher nicht mehr als alleiniger Maßstab für die Qualität eines Modells gelten, schreiben die Autoren. „Stellen Sie sich vor, sie hätten für vier Personen einen Kuchen mit zwölf Stücken“, versucht Roland Rau dies zu illustrieren: „Im Durchschnitt erhält jede Person garantiert drei Stücke. Aber ob nun jeder drei Stücke erhält oder aber vielleicht einer neun Stücke und die anderen jeweils nur ein Stück, lässt sich aus dem Durchschnittswert nicht ablesen. Im echten Leben ist dies jedoch durchaus von großer Relevanz.“ Daher wünschen die Autoren, dass zukünftig die Qualität von Modellen in der Sterblichkeitsforschung auch anhand der prognostizierten Ungleichheit bei der Lebenserwartung gemessen wird. Denn ob und wie die Lebenserwartung zukünftig weiter steigen wird, hängt vor allem davon ab, wie stark die Sterblichkeit in den höchsten Altersstufen gesenkt werden kann. Dabei ist durchaus offen, ob nur einzelne Schichten oder die breite Masse von solchen Rückgängen der Sterblichkeit profitieren. Prognosemodelle sollten allerdings in der Lage sein, möglichst viele verschiedene Arten von daraus entstehenden Ungleichheiten abzubilden.

Mitautor der wissenschaftlichen Studie:
Roland Rau

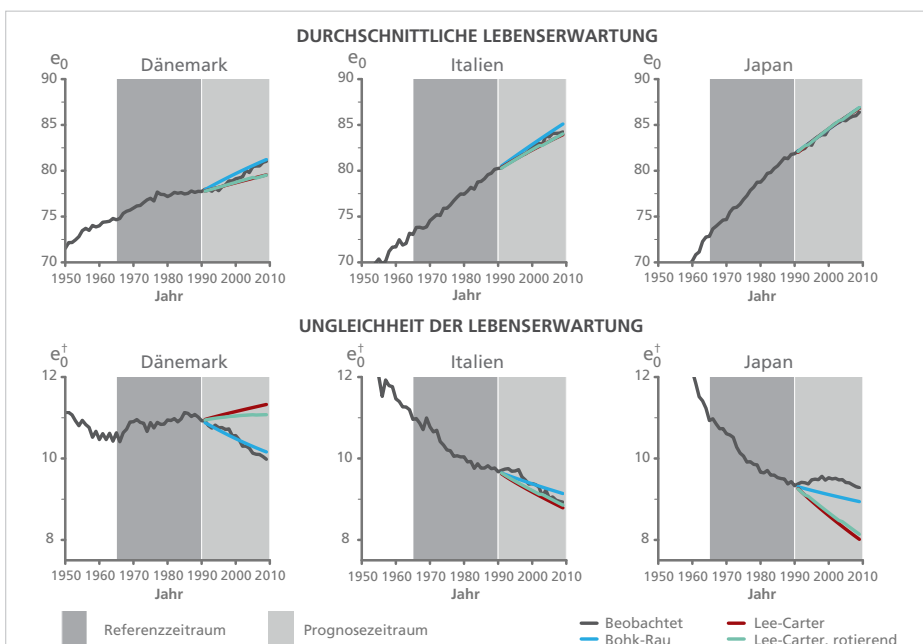


Abb. 2: Während alle Modelle die Entwicklung der Lebenserwartung in Japan, Dänemark und Italien (oben) sehr gut prognostizieren, gibt es bei der Entwicklung der Ungleichheit (unten) große Unterschiede. In Japan und Dänemark, wo sich die Ungleichheit der Lebensspannen wechselhaft entwickelte, liegt das Bohk-Rau-Modell im Vergleich mit den konventionellen Modellen weitaus dichter an der tatsächlichen Entwicklung. Quelle: Mortality Database, eigene Berechnungen.

Literatur

Bohk-Ewald, C., M. Ebeling and R. Rau: Lifespan disparity as an additional indicator for evaluating mortality forecasts. *Demography* 54(2017)4, 1559-1577. DOI: 10.1007/s13524-017-0584-0

Karriere und Kinder: Wo geht beides gut zusammen?

Neuer Index zur Vereinbarkeit von Beruf und Familie zeigt große Unterschiede in Europa

Während die skandinavischen Länder erwartungsgemäß am besten abschneiden, erreicht Schlusslicht Portugal nicht einmal ein Drittel der Höchstpunktzahl. Das zeigt eine neue Studie, in der die familienpolitischen Bedingungen, die Arbeitsmarktstruktur und soziale Normen in 30 europäischen Ländern untersucht wurden.

Bei dem Versuch, Kinder und Karriere zu vereinbaren, gibt es zahlreiche Stolpersteine: Chefs oder Unternehmen, für die flexible Arbeitszeiten und Homeoffice undenkbar sind, fehlende Betreuungsplätze für den Nachwuchs oder auch einfach nur eine soziale Umgebung, in der erwartet wird, dass die Mutter zu Hause bei den Kindern bleibt. Grob lassen sich diese Stolpersteine drei verschiedenen Gruppen zuordnen: familienpolitische Bedingungen, Arbeitsmarktstrukturen und soziale Normen.

Anna Matysiak vom Vienna Institute of Demography und Dorota Węziak-Białowolska von der Harvard University haben diese Bedingungen für die Vereinbarkeit von Beruf und Familie nun in 30 europäischen Ländern untersucht und verglichen. Herausgekommen ist ein Index, an dessen Spitze – wie bei vielen anderen Studien auch – die skandinavischen Länder stehen, der darüber hinaus aber für einige Überraschungen sorgt (vgl. Tab. 1). Um überhaupt einen aussagekräftigen Index erstellen zu können, haben die beiden Wissenschaftlerinnen verschiedene Parameter in den Ländern untersucht. Für die familienpolitischen Bedingungen berücksichtigten sie zum einen die Kinderbetreuung, also wie viele Stunden die Kinder im Schnitt betreut werden, wie viele Kinder auf einen Erzieher kommen und wie viel ein Betreuungsplatz kostet. Zum anderen schauten sie auf die Bedingungen für Elternzeit und Elterngeld bei Müttern und Vätern sowie die Möglichkeit, bei einer Krankheit des Kindes zu Hause zu bleiben. Wie schwer oder leicht es Mütter auf dem Arbeitsmarkt haben, lasen die Autorinnen der Studie daran ab, wie viele Frauen ihre Arbeitszeit frei oder flexibel einteilen konnten, wie hoch der Anteil der gut bezahlten

Teilzeitstellen ist und wie stark der (Wieder-) Einstieg in die Arbeitswelt erschwert wird. Zu guter Letzt wurden noch die vorherrschenden sozialen Normen anhand von fünf Fragen analysiert. Ob eine arbeitende Mutter genauso gut für ihre Kinder sorgen kann wie eine Hausfrau oder ob der Vater ebenso wie die Mutter für die Betreuung der Kinder geeignet ist und zuständig sein sollte, wurde hier beispielsweise abgefragt. Verwendet wurden Daten aus den Jahren 2008 bis 2009.

Erstmals wurde auf diese Weise ein Index erstellt, in den derart viele verschiedene Parameter einfließen. Dabei achteten die beiden Wissenschaftlerinnen bei der Berechnung des Indexes darauf, dass ein positiver Wert in einem

bestimmten Bereich andere negative Werte nicht vollkommen ausgleichen kann und dass die Verbesserung eines Wertes bei einem sehr niedrigen Niveau eine stärkere Wirkung hat, als wenn schon ein sehr hohes Niveau erreicht wurde. Anders ausgedrückt: Wenn es noch keine Elternzeit gibt und dann drei Monate Elternzeit eingeführt werden, hat das vermutlich eine größere Wirkung, als wenn die Elternzeit etwa von 12 auf 15 Monate erhöht wird.

Neben der Spitzenplatzierung skandinavischer Länder war auch das gute Abschneiden von Belgien und Frankreich wenig überraschend. Daneben tauchen mit Estland, Bulgarien und Slowenien aber auch drei postsozialistische Länder im oberen Drittel auf. Hier wurde die sozialistische Politik, die eine Erwerbstätigkeit von Müttern stark unterstützte und einforderte, anscheinend fortgeführt, mutmaßen die Autorinnen der Studie. Im Gegensatz dazu finden sich die übrigen ehemaligen Ostblock-Staaten wie die Tschechische Republik, die Slowakei, Rumänien oder Polen im unteren Drittel des Rankings. Auch in Südeuropa sind die Bedingungen für arbeitende Mütter viel unterschiedlicher als es gemeinhin dargestellt wird. So finden sich Spanien und Italien etwa im Mittelfeld wieder und übertreffen damit Österreich und Deutschland

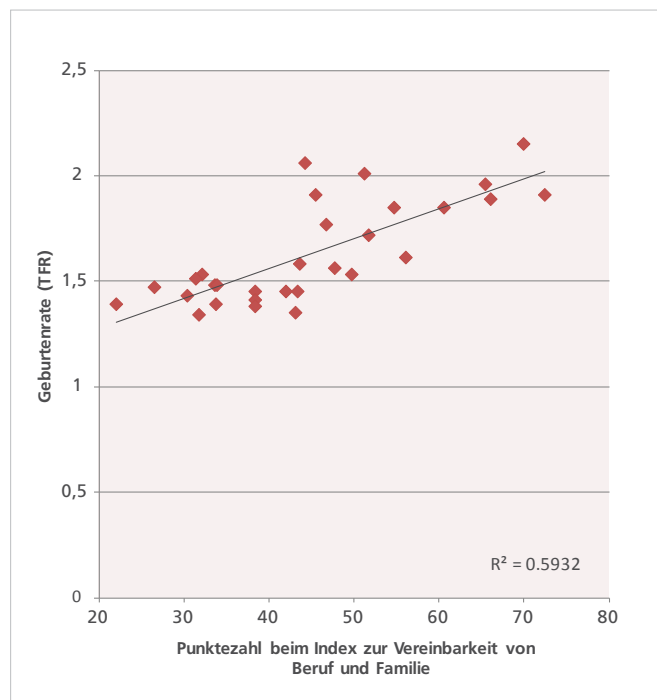


Abb. 1: Gute Bedingungen für arbeitende Mütter spiegeln sich auch in einer höheren Geburtenrate wider. Quelle: verschiedene Datenbanken, eigene Berechnungen, genaue Angaben siehe unter demografische-forschung.org

deutlich. Gleichzeitig stellt Südeuropa aber mit Malta, Griechenland und Portugal auch die Schlussgruppe im Ranking.

Dass sich die unterschiedlichen Bedingungen für arbeitende Mütter auch im Geburtenverhalten der jeweiligen Bevölkerungen widerspiegeln, können Anna Matysiak und Dorota Węziak-Białowolska zeigen, indem sie ihren Index mit den Geburtenziffern in den verschiedenen Ländern korrelierten (s. Abb. 1): Länder mit einer hohen Punktzahl beim Index hatten in der Regel auch eine höhere Geburtenrate.

Mitautorin der wissenschaftlichen Studie:
Anna Matysiak

Literatur

Matysiak, A. and D. Węziak-Białowolska: Country-specific conditions for work and family reconciliation: an attempt at quantification. *European Journal of Population* 32(2016)4, 475-510. DOI: 10.1007/s10680-015-9366-9

INDEX: Bedingungen für die Vereinbarkeit von Beruf und Familie

01. Schweden	72.4	16. Spanien	43.4
02. Island	70	17. Ungarn	43.2
03. Dänemark	66.1	18. Italien	42
04. Norwegen	65.5	19. Litauen	38.4
05. Finnland	60.6	20. Österreich	38.4
06. Luxemburg	56.1	21. Deutschland	38.4
07. Belgien	54.7	22. Schweiz	33.9
08. Estland	51.7	23. Polen	33.8
09. Frankreich	51.3	24. Zypern	33.7
10. Slowenien	49.7	25. Rumänien	32.1
11. Bulgarien	47.7	26. Slowakei	31.8
12. Niederlande	46.8	27. Tsch. Republik	31.4
13. Großbritannien	45.5	28. Malta	30.4
14. Irland	44.3	29. Griechenland	26.6
15. Lettland	43.6	30. Portugal	22

Tab. 1: Der Index wurde mit Hilfe von Daten zur Kinderbetreuung, zum Arbeitsmarkt und zu sozialen Normen erstellt. Je höher der Wert, desto besser sind die Bedingungen. Quelle: verschiedene Datenbanken, eigene Berechnungen; genaue Angaben siehe unter demografische-forschung.org

Langer Arbeitsweg, weniger Kinder?

Berufliche Mobilität und Familie in Frankreich und Spanien besser vereinbar als in Deutschland und der Schweiz

Wer einen sehr langen Weg zur Arbeit zurücklegt oder häufig auf Dienstreisen gehen muss, hat weniger Zeit für die Familie. In Deutschland und der Schweiz bekommen nicht nur mobile Frauen, sondern – in geringerem Maße – auch mobile Männer weniger Kinder als der Durchschnitt. In Spanien und Frankreich dagegen zeigen sich kaum Zusammenhänge von Mobilität und Familiengröße.

Während die einen im Kinderzimmer schon Bauklötze übereinander stapeln, sitzen die anderen noch im Auto oder weit entfernt in einem Hotelzimmer. Es ist nicht eben familienfreundlich, wenn Mütter und Väter für den Beruf sehr mobil sein müssen. Und dennoch gibt es Länder, in denen sich eine solche berufliche Mobilität kaum oder gar nicht auf die Anzahl der Kinder auswirkt. Das zeigten Heiko Rüger vom Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung und Gil Viry von der Universität Edinburgh anhand von Daten der Studie „Job Mobilities and Family Lives in Europe“. Sie konnten dabei auf Angaben von gut 1000 Personen zurückgreifen, die in Frankreich, Spanien, der Schweiz oder Deutschland leben und zum Zeitpunkt der Befragung älter als 40 Jahre waren – ihre Familienbildung also weitestgehend abgeschlossen hatten.

Die beiden Autoren untersuchten die ganze Erwerbsbiografie der Befragten und fanden heraus, dass rund 15 Prozent der Männer und fünf Prozent der Frauen „beruflich hochmobil“ waren, und zwar im Schnitt gut 20 Jahre lang. Das heißt, sie pendelten täglich mehr als zwei Stunden oder hatten mehr als 60 berufsbedingte auswärtige Übernachtungen im Jahr. Ob es einen Zusammenhang zwischen einer solch hohen Mobilität und der Größe der eigenen Familie gibt, hängt stark mit den sozialen und kulturellen Bedingungen

im Heimatland ab, schreiben Rüger und Viry. Fasst man alle beruflich Mobilen aus den vier Ländern zusammen, so zeigt sich bei Männern ein leichter, bei Frauen ein deutlicher Effekt der Mobilität auf die durchschnittliche Kinderzahl. Bei den übrigen Frauen lag die durchschnittliche Kinderzahl rund 37 Prozent höher als bei den Pendlerinnen. Allerdings war dies sowohl bei den Männern als auch bei den Frauen fast ausschließlich auf die Angaben deutscher und schweizerischer Befragter zurückzuführen (vgl. Abb. 1). In Frankreich könnten Anforderungen der beruflichen Mobilität vermutlich durch eine bessere Kinderbetreuung, durch eine positivere Wahrnehmung arbeitender Mütter und eine hierauf abgestimmte Familienpolitik aufgefangen werden, ver-

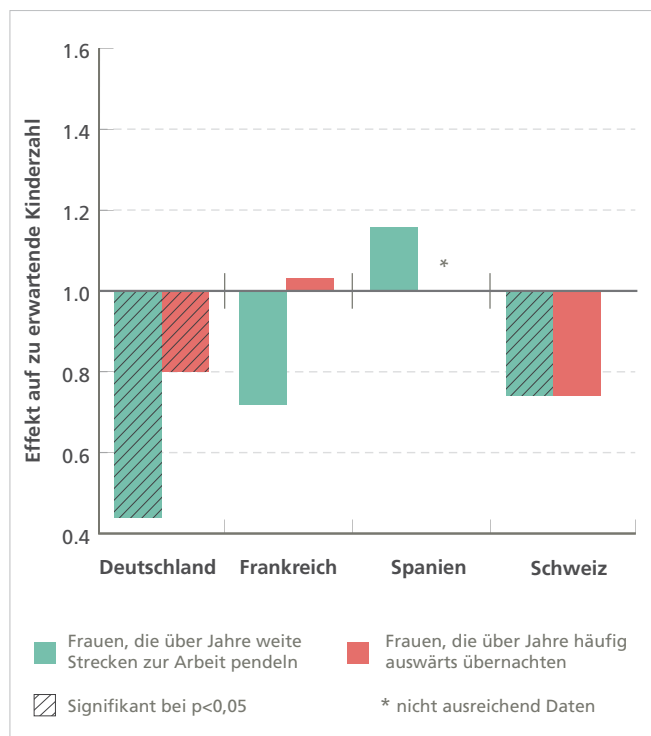


Abb. 1: Signifikante Abweichungen von der durchschnittlichen Kinderzahl im Heimatland haben beruflich hochmobile Frauen nur in Deutschland und der Schweiz. Werte unter eins bedeuten eine geringere, Werte über eins eine höhere durchschnittliche Anzahl von Kindern im Vergleich zu Frauen, die für ihren Beruf nicht hochmobil sein müssen. Quelle: Job Mobilities and Family Lives in Europe, eigene Berechnungen.

Impressum

Herausgeber: James W. Vaupel, Max-Planck-Institut für demografische Forschung, Rostock

in Kooperation mit

- Gabriele Doblhammer, Rostocker Zentrum zur Erforschung des Demografischen Wandels, Rostock
- Norbert F. Schneider, Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung, Wiesbaden
- Wolfgang Lutz, Vienna Institute of Demography / Austrian Academy of Sciences und Wittgenstein Centre for Demography and Global Human Capital, Wien

ISSN: 1613-5822

Verantwortlicher Redakteur: Roland Rau (V.i.S.d.P.)

Redaktionsleitung: Tomma Schröder

Wissenschaftliche Beratung: Katja Köppen, Roland Rau

Technische Leitung: Silvia Leek **Layout:** Tim Küffner

Druck: Druckerei Weidner GmbH, 18069 Rostock

Anschrift: Max-Planck-Institut für demografische Forschung

Konrad-Zuse-Str. 1, 18057 Rostock, Deutschland

Telefon: (+49) 381/2081-143 **Telefax:** (+49) 381/2081-443

E-Mail: redaktion@demografische-forschung.org

Web: www.demografische-forschung.org

Erscheinungsweise: viermal jährlich

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht notwendigerweise die Meinung der Herausgeber oder der Redaktion wieder. Der Abdruck von Artikeln, Auszügen und Grafiken ist nur für nichtkommerzielle Zwecke bei Nennung der Quelle erlaubt. Um Zusendung von Belegexemplaren wird gebeten.



Max-Planck-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften e.V.

Bei Frauen, die für den Beruf häufig auswärts übernachten müssen, zeigte sich bei den deutschen und schweizerischen Frauen ein negativer Effekt auf die Anzahl der Kinder; Französisinnen mit vielen auswärtigen Übernachtungen unterschieden sich hingegen nicht von den übrigen Frauen in Frankreich. Überraschenderweise zeigt sich ein solcher Zusammenhang auch bei Männern in der Schweiz und Deutschland: Wenn sie über viele Jahre hinweg oft auswärts übernachten müssen, haben sie häufiger gar keine Kinder als die übrigen Männer.

Mitautor der wissenschaftlichen Studie:
Heiko Rüger

Literatur

Rüger, H. and G. Viry: Work-related travel over the life course and its link to fertility: a comparison between four European countries. *European Sociological Review* 33(2017)5, 645-660.

DOI: 10.1093/esr/jcx064